

»Das Erbe der Lynchjustiz spukt nach wie vor in den Köpfen herum«

Ein Gespräch mit Prof. Simon Wendt, Amerikanist an der Goethe-Universität, über Rassismus und Protestbewegung in den USA



31. Mai 2020, Demonstration in Miami gegen Rassismus. Foto: Tverdokhlib/Shutterstock

Nach dem Mord an dem Afroamerikaner George Floyd durch Polizeigewalt kam es in den USA und weltweit zu heftigen und anhaltenden Protesten gegen Rassismus. Doch viele Afroamerikaner sind skeptisch und wagen kaum zu hoffen, dass sich jemals wirklich etwas ändern wird. Prof. Simon Wendt, Amerikanist an der Goethe-Universität, spricht im Interview über die Hintergründe des amerikanischen Rassismus.

UniReport: Manche sprechen von »Rassenunruhen«, doch ursprünglich bezog sich dieser Begriff ja auf Gewaltakte von Weißen gegen Schwarze.

Simon Wendt: Das ist richtig. Der Begriff *racial violence* wurde meist eher im Kontext von Unruhen benutzt, in denen Gruppen von Weißen entweder einzelne Afroamerikaner ermordet oder ganze schwarze Gemeinden zerstört haben. Diese schrecklichen Taten finden im 19. Jahrhundert an Tulsa, Oklahoma, wäre ein Beispiel für die 1920er Jahre, der Ort, an dem jetzt Präsident Trump einen Wahlkampfauftritt vor leeren Rängen abhalten musste: Es gibt Berichte darüber, dass Flugzeuge, die damals erst aufkamen, Bomben über der schwarzen Gemeinde abgeworfen haben und die gesamte Gemeinde verbrannt ist. Die dort wohnenden Afroamerikaner wurden getötet oder mussten flüchten.

Wie wurden diese Grausamkeiten gegen Afroamerikaner begründet?

Meistens wurde den Schwarzen vorgeworfen, sie hätten weiße Frauen vergewaltigt, was selten stimmte. In Wirklichkeit ging es darum, dass die Rassenetikette im Süden verletzt worden war. Wenn Afroamerikaner in irgendeiner Weise aufbegehren, wurden sie als Unruhestifter bezeichnet und ermordet. Zwischen dem Ende des Bürgerkriegs und den 1950ern wurden so mehrere Tausend Afroamerikaner ermordet.

Ist dies denn auch im kollektiven Gedächtnis der weißen Bevölkerung verankert?

Sehr lange wurde über die Geschichte der Gewalt gegen Afroamerikaner nicht gesprochen.

Erst in den vergangenen zehn Jahren gibt es Versuche, diese Erinnerung hervorzuholen, z.B. durch Fotoausstellungen. Dort kann man sehen: Diese Lynchmorde wurden teilweise sogar in den Zeitungen angekündigt. Um 1900 zum Beispiel meldete eine Lokalzeitung, dass ein Lynchmord stattfinden wird, ein sogenanntes *spectacle lynching*. Da kamen dann unter Umständen mehrere Tausend Zuschauer – ein bisschen wie im Mittelalter in Europa. Die Opfer wurden zunächst gefoltert und dann erhängt bzw. verbrannt oder beides. Und nach der Exekution ist es immer mal wieder passiert, dass die Zuschauer auf den noch warmen toten Körper zugestürzt sind, um sich ein „Souvenir“ mitzunehmen, z.B. einen Finger oder Haare. Diese großangelegten Morde wurden oft von professionellen Fotografen dokumentiert. Das heißt, die Zuschauer posierten vor dem toten Körper, also entweder noch vor dem Baum oder vor der Asche. Und diese Fotos wurden dann zu Postkarten verarbeitet.

Die Täter waren sich der Schuldhaftigkeit ihres Tuns nicht bewusst?

Überhaupt nicht. Die Leute schauen auf den Bildern direkt in die Kamera. Da waren übrigens auch Frauen und Kinder dabei. Das war für viele ein normales, wenn auch vielleicht einschneidendes, Ereignis. Letztlich diente dieser Terror aber dazu, Angst unter Afroamerikanern zu schüren. Und Terror muss ja nicht jeden Tag passieren, damit die Leute Angst haben. Man wollte den Afroamerikanern klarmachen: Wenn ihr die Regeln der Rassenetikette verletzt, dann blüht euch das. Diese Postkarten, die in den USA rumgeschickt wurden, waren Teil einer Ausstellung, die zunächst 2002 in Atlanta gezeigt wurde und die in eine Tagung eingebettet war, an der ich auch teilgenommen habe. Seither gab es immer mehr Versuche, die Erinnerung an diese schreckliche rassistische Gewalt am Leben zu erhalten bzw. Leuten vor Augen zu führen, was da eigentlich passiert ist. Man denke z.B. an das Museum für afroamerikanische Geschichte in

Washington D.C., das diese Gewalt, ähnlich wie bei der Sklaverei, aufzuarbeiten versucht.

Und jetzt ist das Wissen um diese Gräueltaten auch bei den Weißen verbreitet?

Leider interessiert das am Ende in erster Linie nur liberale weiße Amerikaner, die Bildungsbürger. Die meisten anderen wissen entweder nichts darüber, oder sie wollen nichts darüber wissen.

Ist es nicht ein generelles Problem, dass man sich in Amerika nicht so gerne auch mit anderen dunklen Kapiteln beschäftigt, wie z. B. der Landnahme und der Vertreibung der Indianer?

Da haben Sie recht: Die Vergangenheit wird in den USA meist nur dann als wichtig angesehen, wenn da ein Triumph war bzw. wenn die USA etwas besonders gut gemacht haben. Man denke an den Zweiten Weltkrieg: Da wird immer noch erzählt, dass die USA die westliche Welt gerettet haben. Wenn es um den Völkermord an den Indianern oder die Morde an Vietnamesen im Vietnamkrieg geht, wird das immer beiseitegeschoben. Das ist im Bildungssystem überhaupt nicht angelegt – dass man zumindest versucht, sich mit der eigenen Vergangenheit kritisch auseinanderzusetzen und reflektiert, wie man die Gegenwart verändern kann. Und immer, wenn so was passiert wie der Mord an George Floyd oder die Proteste gegen Rassismus, rufen viele dazu auf: Jetzt ist der Moment, dass wir über unsere dunkle Vergangenheit so nachdenken, dass wir unsere Gegenwart ändern können. Die traurige Wahrheit ist, dass danach alles schnell wieder zum Alltag übergeht und die Veränderungen, die eigentlich nötig wären, nicht auf den Weg gebracht werden.

Womit befassen Sie sich momentan in Ihrer Forschung?

Zum einen läuft unter meiner Leitung momentan ein Projekt zum Thema Selbstverteidigung in den USA. Wir untersuchen, wer sich eigentlich selbst verteidigen darf und was als legitime Selbstverteidigung angesehen wird. Ein Teilprojekt befasst sich besonders mit Afroamerikanern, die sich in den 1970ern und 80ern gegen Polizeigewalt gewehrt haben und freigesprochen wurden, weil sie Selbstverteidigung als Grund angegeben haben. Sehr seltene, aber interessante Fälle, bei denen die angeklagten Afroamerikaner tatsächlich Kriminelle waren. Bezeichnenderweise saßen in diesen Jurys mehrheitlich Afroamerikaner, und die wussten sehr wohl, was es bedeutet, täglich Angst haben zu müssen vor der Erschießung. Darüber hinaus bin ich gerade dabei, eine Tagung über die Black-Power-Bewegung vorzubereiten, die in zwei Jahren an der Goethe-Universität stattfinden soll. Da wird es genau um diese Themen gehen, Rassismus, soziale Ungleichheit, Polizeigewalt.

Da werden wahrscheinlich auch viele amerikanische Wissenschaftler dabei sein?

Ja, es werden viele amerikanische Kollegen und Kolleginnen da sein. Aber es gibt auch viele deutsche Wissenschaftler, die sich mit

dieser Thematik beschäftigen. Wir versuchen, amerikanische, britische und deutsche Wissenschaftler, speziell Historiker und Historikerinnen, zusammenzubringen, um über die neusten Ansätze der Forschung zu Black Power zu diskutieren.

Wie ist denn das Verhältnis zu den amerikanischen Wissenschaftlern?

Es ist so, dass das Feld der African American Studies sehr stark politisiert ist, was dazu führt, dass eine Gruppe von afroamerikanischen Wissenschaftlern glaubt, dass weiße Menschen es eigentlich nicht so richtig verstehen können, was es heißt, ein Opfer von Rassismus zu sein. Was ja auch stimmt, aber als Wissenschaftler mit bestimmten Methoden an bestimmte Probleme zu gehen, sollte immer möglich sein. Ich selbst bin wegen meines Buches zum bewaffneten Widerstand in der Bürgerrechtsgesetzgebung von afroamerikanischen Wissenschaftlern teilweise angefeindet worden, die gesagt haben, ich solle lieber über den Holocaust schreiben.



Der Amerikanist Prof. Simon Wendt plant eine Tagung über die Black-Power-Bewegung an der Goethe-Universität. Foto: privat

Verstehen Sie diese Zurückweisung?

Ein Stück weit schon. Das sind oft Leute, die während der Black-Power-Bewegung sozialisiert wurden, bei der es ja auch darum ging, sich von Weißen und von weißer Unterstützung abzugrenzen. Der Rassismus hat ja auch dazu geführt, dass sich Afroamerikaner zurückziehen. Dass sie sagen, wir können nicht mit Weißen zusammenarbeiten bzw. wir *vertrauen* euch nicht, dass ihr die Dinge so analysiert, dass wir einen Gewinn davon haben. Es gibt immer wieder Menschen, die sagen, das sollten nur Afroamerikaner machen, weil nur die wissen, was es heißt, schwarz zu sein. Das nennt man *identity politics*. Aber natürlich gibt es bestimmte wissenschaftliche Methoden, die jeder anwenden kann, und die Ergebnisse kann man dann diskutieren. Am Ende versuchen wir doch alle, die Welt zu einem besseren Ort zu machen und mit unserer wissenschaftlichen Tätigkeit einen Beitrag dazu zu leisten. Wenn jeder nur noch seine Gruppe untersucht, ist nicht zu erwarten, dass bahnbrechende Dinge dabei herauskommen.

Fragen: Anke Sauter